

DER

# Deutschunterricht

Beiträge zu seiner Praxis  
und wissenschaftlichen Grundlegung

*In Verbindung mit*

FRITZ MARTINI, FRIEDRICH MAURER, GERHARD STORZ

*herausgegeben von*

ROBERT ULSHÖFER

Jahrgang 10 – 1958 – Heft 1

Sprachlehre

I



ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

## Gottfried August Bürgers Ballade ‚Lenore‘

Eine Deutung

Von Eduard Stäuble

Das gefälschte Geburtsdatum

Gottfried August Bürger wurde in der Sylvesternacht des Jahres 1747 als Sohn eines protestantischen Predigers zu Molmerswende im Bistum Halberstadt geboren. Für dieses Geburtsdatum, den 31. Dezember 1747, ist das Kirchenbuch der Gemeinde unzweifelhaft maßgebend. Wunderlicherweise nennt jedoch die Inschrift auf dem Grabstein des Dichters den 1. Januar 1748 als Bürgers Geburtstag.

Nicht, daß Zweifel über des Dichters wirkliches Geburtsdatum bestünden. Es ist der 31. Dezember 1747. Der Fälscher war der Dichter selber. Bürger setzte in älteren Jahren seinen Ehrgeiz darein, behaupten zu können, er sei in der ersten Stunde des Jahres 1748 geboren, unter den Klängen und Gesängen, mit denen man nach alter Sitte das neue Jahr vom Kirchturm herab zu begrüßen pflegte. Zeitlebens bestand er darauf, daß sein Geburtstag am 1. Januar gefeiert werde.

Diese Grille des Dichters paßt nicht uneben zu dem berühmten Brief, den Bürger am 12. August 1773 aus Gelliehausen an Heinrich Christian Boie in Göttingen geschrieben hat, kurz nachdem die Ballade ‚Lenore‘ zu Ende geleistet war:

„Gottlob! nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig! das ist Dir ein Stück Brüderle! Ists möglich, daß Menschensinne so ’was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an, und glaube kaum, daß ichs gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Wahrlich! *cose dette mai ne in prosa ne in rime*. Ich muß mir selbst zurufen, was der Cardinal von Este Ariosten zurief: *Per dio, Signor Burgero, donde avete pigliato tante cunonerie?* Ey! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüte davor abnehmen müssen! ... Ihr sollt alle mit bebenden Knien vor mir niederfallen und mich für den DschinkisChan, d. i. für den größten Chan in der Ballade erklären, und ich will meinen Fuß auf eure Häse, zum Zeichen meiner Superiorität, setzen. Denn alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen seyn und ihren Ton von mir zu Lehen tragen ... Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein Balladen-Adler, und kein anderer neben mir.“

Dieser ungeheuerliche Brief und das gefälschte Geburtsdatum machen deutlich, wie bewußt sich Bürger als Gründer und Stifter von etwas Neuem in der deutschen Dichtung empfunden hat. Mit dem Aufgang eines neuen Jahres am Tage seiner Geburt verknüpfte er in symbolischer Weise den Beginn einer neuen dichterischen Ära, welche durch sein Auftreten als Dichter eingeleitet worden sein soll. Man darf sich wohl fragen, wieviel Berechtigung diese außerordentliche Selbsteinschätzung Bürgers habe, ob er sie durch sein Werk rechtfertigen konnte und, wenn ja, worin seine dichterische Leistung bestehe.

Mit seinem Gesamtwerk überzeugt uns Bürger kaum von seiner reformatorischen Bedeutung. Es ist zu zerfahren und zu beschränkt. Anders, wenn wir ein paar Einzelwerke betrachten. Darunter finden sich einige, die eine Ausnahmestellung in ihrer Zeit einnehmen und die nachweisbar bestimmend auf gewisse Bereiche der deutschen Dichtung eingewirkt haben. Es sind dies vorab Bürgers Balladen. Und unter den Balladen wiederum ist es, mit meilenweisem Abstand von den übrigen, die ‚Lenore‘, auf welche Bürger sein Eigenlob begründen konnte und die ihn mit einem Schlage zu einem der berühmtesten Dichter seiner Zeit gemacht hat.

In den Tagen ihrer Entstehung hat Bürger selber seiner ‚Lenore‘ einen so hohen Rang zugemessen. Später jedoch entthronte er sie wieder und schimpfte sie oft „die alte alberne Lenore“. Schon zwei Jahre nach ihrem Erscheinen kündigte er Boie eine neue Ballade an, den ‚Wilden Jäger‘: sie solle seine Sonne werden, wie ‚Lenore‘ sein Mond sei. Und 1776 schrieb er über seine Ballade ‚Lenardo und Blandine‘: sie sei die Königin nicht nur seiner, sondern aller Balladen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und ‚Lenore‘ müsse ihr den Vortritt lassen.

Heute glauben wir den Grund zu erkennen, der Bürger veranlaßte, sein Urteil zu ändern: Nie mehr ist ihm ein großartigeres Werk geglückt als die ‚Lenore‘; mit fünfundzwanzig Jahren hatte er sie geschrieben, und fünfundzwanzig Jahr später, als er 1794 starb, galt er immer noch vornehmlich als „der Dichter

der Lenore“. Den Gipfel der ‚Lenore‘ erreichte er nie mehr. Es blieb bei hochfliegenden Plänen. Und je weniger Lob ihm seine späteren Werke eintrugen, desto mehr lobte er sie selber – auf Kosten der ‚Lenore‘.

Dies vermochte aber nie die Tatsache zu beeinträchtigen, daß es unter Bürgers Werken die ‚Lenore‘ ist, mit welcher er sich das bleibendste Denkmal gesetzt, und es wird sich immer wieder rechtfertigen zu fragen, was diese Ballade als Bürgers Meisterstück kennzeichnet und was ihr die packende Lebendigkeit auch weit über unsere Tage hinaus sichern wird.

#### „Lyric des Volkes und mithin der Natur“

Im August 1773 meldete Bürger die Beendigung der Ballade an Boie. Ebenfalls im Jahre 1773 war es, daß der junge Goethe, von Shakespeare hingerissen, seinen ‚Götz von Berlichingen‘ an die Öffentlichkeit gab. Und im selben Jahre erschien Herders Aufsatz ‚Über Ossian und die Lieder alter Völker‘. Mit diesem Aufsatz lenkte Herder die Aufmerksamkeit der deutschen Dichter auf die Volksdichtung und legte den Grund zu einer vorurteilsfreien und hochwertigen Einschätzung aller Volkspoesie. Als letzte dieser drei Neuerscheinungen des Jahres 1773 entstand Bürgers ‚Lenore‘. Ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen.

Zuerst erschien Herders Aufsatz. Bürger las ihn im Juni 1773 und schrieb begeistert an Boie:

„O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyric des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst bedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einiger Maßen entsprechen.“

Herders Lob, auf das Bürger so sehnsüchtig gewartet hatte, blieb dann allerdings aus; Herder schlug sich auf die Seite der Ablehnenden. In einem Brief an Professor Heyne, Bückeburg, Ende November 1773, schrieb er:

„Über Lenore freuts uns herzlich, daß ihre Engelfrau ebenso denkt. Cramer heults uns in der größten Sommerhitze Mittags vor, und wir schauderten beide erschrecklich disharmonisch, ich und mein Weiblein. Da ichs las, fuhr es mich so durch, daß ich Nachmittag in der Kirche auf allen Bänken nackte Schädel sahe. Ein Henker der Menschheit! also zu quälen! wofür und wozu? Wollt, daß ein anderer ebenso sänge, wie den Dichter der Teufel geholt!“

Einen unmenschlich quälerischen, barbarischen Zug sah Herder in der ‚Lenore‘ und verurteilte sie eben darum.

Ebenso aneifernd und in der Absicht bestätigend wie Herders Aufsatz wirkte Goethes ‚Götz‘ auf Bürger:

„Boie! Boie! Der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen, wenn man einen so nennen will ... Welch

ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frey, wie sein Held, tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füße und stellt uns ein ganzes *evenement*, mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen. Erschütterung, wie sie Shakespeare nur immer hervorbringen kann, habe ich in meinem innersten Mark gefühlt. Mitleid! Schrecken! – Grausen, kaltes Grausen, wie wenn einen kalter Nordwind anweht! Götzens kleiner Junge! die Zigeuner-Scene, die auf dem Rathause, der sterbende Weißlingen, das heimliche Gericht! Gott! Gott, wie lebendig, wie Shakespearisch! ... Glück zu, dem edlen freyen Mann, der der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst war ... O Boie, wissen Sie nicht, wer er ist? Sagen Sie, sagen Sie mirs, daß ihm meine Ehrfurcht einen Altar baue. Ich behalte das Stück; wills gerne bezahlen und wenn es auch noch soviel kostete und wenn ich alle Werke Voltaires und Corneilles darum verkaufen sollte. Corneille! – armseeliger Bel zu Babel! Wer mag wohl solch leimenem Götzten Ehre erweisen? ... Dieser G. v. B. hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeistert! – Herr, nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist. Aber in zwei Monaten wird sie noch nicht fertig. Hu! wie wird mich der Unverstand drüber anblöcken! – aber der kann mir im – -. Frey! frey! Keinem untertan, als der Natur!“ (Bürger an Boie, am 8. Juli 1773)

„Lyric des Volkes und mithin der Natur“, „ein durchaus deutscher Stoff“, „ein ganzes *evenement*, mit Leben und Odem beseelt“, „Erschütterung, wie sie Shakespeare nur immer hervorbringen kann“, „Mitleid! Schrecken! Grausen, kaltes Grausen“, „Gott! Gott, wie lebendig, wie Shakespearisch“, „der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst“, „Frey! frey! Keinem untertan, als der Natur“ – so lauten die immer wiederkehrenden Formeln, wenn Bürger Goethes ‚Götz‘ oder Herders Ossian-Aufsatz preist. Mit Fug dürfen wir wohl annehmen, daß die Vorzüge, die Bürger an Goethes und Herders Werken lobt, wesentliche Bestandteile seiner eigenen Ansicht über die Dichtung sind. Diese Annahme finden wir bestätigt in Bürgers sehr zahlreichen Briefen, in seiner Schrift ‚Herzensausguß über Volkspoesie‘ und vornehmlich durch Bürgers eigene Dichtung. Alle die verschiedenen Äußerungen Bürgers haben im Grunde ein Gemeinsames: „Lyric des Volkes und mithin der Natur“ – in dieser knappen Formulierung ist das Eigentümliche von Bürgers künstlerischem Willen wohl am zutreffendsten enthalten. Seine Briefe, seine Schriften und seine Dichtungen führen immer wieder, wenn auch manchmal auf arg verschlungenen Wegen, zu dieser Formel zurück. Das Volk und die Natur waren zeitlebens sein Gott und seine Göttin; Popularität und Naturalismus, Natürlichkeit und Volkstümlichkeit waren seine grundsätzlichen Forderungen an die deutsche Dichtung seiner Zeit.

Natur und Volk, diese beiden Begriffe können getrennt, wiewohl sie für Bürger unlösbar in eins verschmolzen sind („Lyric des Volkes und *mithin* der Natur“), ein brauchbares Ordnungsprinzip abgeben, mit welchem sich die Fülle der dichterischen Eigenarten der Ballade ‚Lenore‘ einigermaßen erfassen läßt. Dieses Ordnungsprinzip hat den doppelten Vorteil, daß wir es aus Bürgers eigenen Äußerungen und überdies aus Äußerungen zur Zeit der Lenoren-Entstehung gewonnen haben.

Wenn wir vorerst umreißen wollen, was die beiden vielfarben schillernden Begriffe Natur und Volk bei Bürger besagen möchten, müssen wir voraus bemerken, daß sich Bürger über diese beiden Begriffe keineswegs ganz klar war. Es gelang ihm nie, so sehr er sich auch darum bemühte, diesen Worten einen unmißverständlichen und unveränderlichen Inhalt zu geben. Dies rührt wohl von Bürgers zwiespältigem Wesen her, das sich unter anderem auch darin zeigt, daß seine Ideen über Volkspoesie wesentlich verschieden sind von dem, was er auf der Göttinger Universität mit seinen aufklärerischen Vorlesungen über Ästhetik vortrug. Es war dem philosophisch gewandteren Schiller daher ein Leichtes, in seiner berühmten und berüchtigten Rezension über Bürgers Gedichte die Fragwürdigkeit und Unklarheit von Bürgers ästhetischen Anschauungen aufzudecken.

„Keinem untertan als der Natur“

Natur, das bedeutet für Bürger, soweit es sich aus seinen reichlich verworrenen Äußerungen herauschälen läßt, ‚Gegensatz‘, Wendung gegen etwas, das bis anhin allgemeine Geltung hatte, das bedeutet bei ihm fürs erste Kehre gegen den Rationalismus seines Jahrhunderts. „Edel und frey, wie sein Held, tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füße“, rühmt Bürger dem jungen Goethe nach. Verachtung rationalistisch-ästhetischer Satzungen, wie sie Gottsched unter andern aufstellte, spricht aus dem zitierten Brief über Goethes ‚Götz‘. Gegen allen und jeden Zwang lehnt Bürger sich auf. „Frey! frey! Keinem untertan, als der Natur!“

Der Natur untertan, das räumt er ein. Denn die Herrschaft der Natur empfindet er nicht als drückend. Natur ist ja alles, was da lebt und webt, was da krecht und fleucht. Natur ist zunächst einmal einfach all das, was sich auf Erden als wirklich und möglich erwiesen hat und immer wieder erweist. „Glück zu, dem edlen freyen Mann, der der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst war.“ Die tyrannische Kunst ist jene, die nur jenen Gegenständen, Ereignissen und Motiven Eingang in ihre Bereiche gewährt, die ‚schön‘ sind. Die tyrannische Kunst wählt stilisierend und verfeinernd ihre Gegenstände, Ereignisse und Motive aus der grenzenlosen Fülle der Natur aus. Sie verschließt sich dem Gemeinen, dem Unflätigen, dem Sittenwidrigen, dem Leidenschaftlichen, dem Häßlichen, dem Unberechenbaren. Deshalb vermag die tyrannische Kunst nur einen äußerst beschränkten Teil der gesamten Natur zu erfassen. Die gesamte, umfassende Natur aber ist für Bürger Gegenstand der Kunst. Alles, wie es ungeschminkt und unverhüllt existiert, auch das Häßlichste und Widerlichste und scheinbar Unmöglichste. „Du kannst die Greuel einer Schlacht, eines Lazareths darstellen, daß Deine Darstellung immer wieder und ewig für echte Poesie gelten muß“ schreibt er 1774 an Boie.

Die Natur ist nicht bloß Ordnung, Richtigkeit, Ebenmaß und Klarheit. Natur ist auch Verworrenheit, Regelwidrigkeit, Unmaß und Düsterteit. Unter dem Richtmaß rationalistischer, berechnender Erfassung erstarrt ein Großteil der Natur. Und zwar ist das gerade, nach Bürgers Meinung, der Natur besserer Teil. Unter der Ratio kann sich die Natur nicht mehr frei regen. Was sie aber an Bewegung einbüßt, verliert sie gleichzeitig an Leben. Denn Leben ist Bewegung. Und Natur ist Leben. Und ist Kraft. „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und böse, alles mit gleichem Rechte nebeneinander existierend“, schreibt zur selben Zeit (1772) der junge Goethe über die Natur.

Menschenbücher und Menschensatzungen sollen, nach Bürger, dem Dichter verschlossen sein. Hingegen soll der Dichter gezwungen werden, seine Nase in den großen Folianten der Natur unmittelbar hineinzustecken. Dann würde ein Stück Natur, und das heißt bei ihm: ein Stück Leben in die Dichtung eingehen. Die Dichtung würde lebendig. Und nach Lebendigkeit der Dichtung trachtet Bürger. „Da regt sich kein Leben! Kein Odem!“ schimpft er von den Gedichten gewisser „nackiger Poetenknaben“. „Gott! Gott, wie lebendig!“ hat er bei der Lektüre des ‚Götz‘ ausgerufen. „Wenn Bewegung da ist, was verliert man dann an dem Wohlklang?“ schreibt er an Boie noch während der Arbeit an der ‚Lenore‘. Und als die ‚Lenore‘ überall „mit Verzückung und applaudierendem Ausruf“ aufgenommen wurde, da war ihm das ein Zeichen dafür, „daß Bewegung drinnen ist“. „Alles in Gewimmel und Aufruhr versetzt!“ und „vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt!“ so lautete sein Ratschlag an die jungen deutschen Dichter.

Der Poesie werde von der Natur das Gebiet der Phantasie und der Empfindung angewiesen, sagt er. Phantasie, das heißt für Bürger: Bilderfülle und Bildkraft. Und Empfindung verlangt bei ihm weniger nach Rührendem als nach Aufrührendem, nach Leidenschaftlichkeit und Kühnheit. „Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig Bilder als Empfindungen! Nirgends etwas Aufrührendes, so wenig für den Kopf als fürs Herz!“ kritisiert er eine manirierte Gesellschaftsdichterei. Er verteidigt das Recht der Phantasie gegen eine plattrationalistische Denkart und das Recht der starken Empfindung gegen eine süßlich fade, verzärtelte Dichtung im Schäferstil. Phantasie und Empfindung waren ihm die Mittel, Natur und Lebendigkeit in der Dichtung einzufangen.

Diese Lebendigkeit trat Bürger aus Shakespeares Werken und aus dem ‚Götz‘ lebhaftig entgegen, und bei Herder fand er sie theoretisch dargestellt und gefordert. Durch Herder wurde er auch auf die starke Ausdruckskraft der Wilden

aufmerksam. Er lernte von Herder, wie die Wilden immer wieder die Sache selbst sinnlich, klar und lebendig anschauen. Dieses Interesse an den Barbaren ist bezeichnend. Einen Schuß Roheit und Barbarismus wird man auch dem Naturbegriff Bürgers nicht absprechen können. Die höchste Bewegung und die äußerste Lebendigkeit trieben ihn oft in die wildeste Leidenschaft. Am zügellosesten hat er sie wohl in der Ballade ‚Lenardo und Blandine‘ entfesselt. Aus dieser Leidenschaftlichkeit verstehen wir seinen offenbaren Hang zum Grausigen. „Schrecken! – Grausen, kaltes Grausen, wie wenn einen kalter Nordwind anweht!“ erlebte er bei der Lektüre des ‚Götz‘. Bürger schwelgt in den Schauerlichkeiten Shakespearescher Dramen. Wenn er die Gräßlichkeit seiner ‚Lenore‘ recht trefflich charakterisieren will, vergleicht er sie mit ‚Macbeth‘. Und als er ‚Macbeth‘ übersetzte, machte er die Entdeckung, daß die Lady bei Shakespeare eigentlich etwas „zu kurz weg sterbe“. Er ließ sie daher in seiner Übersetzung noch „ein bißchen zappeln, daß einem die Haare zu Berge stehen“. Große Dichtung ohne wuchtige Grausigkeiten konnte er sich kaum mehr vorstellen.

Wie er sich die Anwendung dieses Naturbegriffes in der Dichtung denkt, sagt Bürger selber:

„Das Nachbild der Kunst muß, wenn alles ist, wie es seyn soll und kann, die nämlichen Eindrücke machen, wie das Vorbild der Natur. Du mußt das wilde Heer in meinem Liede ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Peitsche ebenso knallen hören und bey allem dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wärs die Sache selbst ...“

Vorbild der Natur und Nachbild der Kunst – diese Wendungen sind für Bürgers Vorstellungen von der Poesie bedeutsam. Bürger schlägt vor, Poesie nicht mit „Dichtung“ zu übersetzen, sondern mit „Bildnerei“. Poesie ist Nachbildnerei der Natur durch Wortlaute. Wem dies gelingt, dessen Dichtung hat etwas Lebendiges, Belebendes und Anschauliches in sich, dem wird, sagt Bürger, die Dichtung „Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes“ zugleich. Die Sprache ist das Mittel, die Natur nachzuahmen. Allerdings wird auch in dieser Ansicht wieder die Begrenztheit von Bürgers Naturbegriff offenbar. Die Sprache wird von Bürger hauptsächlich als Laut empfunden. „Declamation macht die Halbschied von dem Stück aus“, erklärt er hinsichtlich seiner ‚Lenore‘. In der Natur ist aber auch Schweigen. Wie läßt sich mit Lauten das Lautlose wiedergeben? Es ist kaum gut möglich, und darum ist Bürger kein Liebhaber der Stille. Stille ist in seinen Gedichten selten, in den Balladen überhaupt nie anzutreffen. Das Laute ist sein Element, der Lärm. Ohne „Sing und Sang, Paukenschlag und Kling und Klang“ geht es nicht ab. Immer wieder kracht und dröhnt und braust es, dumpf und laut. Die Bürgersche Poesie ist sehr geräuschvoll. Von Natur aus, möchte man sagen. Von Bürgers Natur aus nämlich.

„Durch das ganze Volk gäng’ und gebe“

„Sowohl in Phantasie als Empfindung wahre Ausgüsse einheimischer Natur“ nennt Bürger die alten Volkslieder. In den Liedern des Volkes sah Bürger die Natur dichterisch am vollkommensten eingefangen, und er stellte sie den Dichtern als leuchtende Beispiele der „natürlich poetischen Kunst“ vor. Gar herrlich lasse sich aus Volksballaden, Gassenhauern und Spinnstubenliedern die lyrische und die lyrisch-epische Dichtkunst erlernen. „Freilich“, sagt er, „kommt mir immer wieder die sogenannte höhere Lyrik in die Quere gelaufen. Ich kenne Werke von dieser höheren lyrischen Gattung, die bei alle dem sehr volksmäßig sind. Jene, die nicht fürs Volk ist, mag hinlaufen wohin sie will. Mag sie doch für Götter und Göttersöhne den erhabensten Wert haben! Für das irdische Geschlecht hat sie nicht mehr, als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns her flimmert. Durch Popularität, mein’ ich, soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweg!“ Popularität der Dichtung war für Bürger das Siegel ihrer Vollkommenheit.

Als „Ausgüsse einheimischer Natur“ bezeichnet er die Volkslieder. Das Einheimische, will sagen: das Deutsche ist ihm von Bedeutung. Auch hierin erkennen wir, wie sich Bürger gegen die Epoche des Rokoko stellt. Das Französische an der Rokoko-Dichtung ist ihm zuwider. „Welch ein durchaus deutscher Stoff!“ lobt er darum am ‚Götz‘. Und in ‚Daniel Wunderlichs Buch‘ schreibt er:

„Die deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Natur-Katechismus zu Hause auswendig lernen. Wo steht aber im deutschen Natur-Katechismus geschrieben, daß sie fremde Phantasien und Empfindungen einholen, oder ihre eigene in fremde Mummerei hüllen solle? Wo steht’s geschrieben, daß sie keine deutsche Menschensprache, sondern *vel quasi* eine Göttersprache stammeln soll? Man will keine menschlichen, sondern himmlische Szenen malen; nicht wie seines gleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten, anderer Zonen; man will oft gar wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Hieran, ihr deutschen Dichter, nicht aber an dem kalten und trägen Publikum, wie ihr falsch wähnet, liegt es, daß eure Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng’ und gebe sind.“

In solchen Worten deutet sich auch eine soziologische Wendung vom aristokratischen Salon zur volksmäßigen Spinnstube an. Eine gewisse höhere Bildung soll nicht mehr als Schranke zwischen den oberen Kreisen und dem breiten Volke gelten. Eine demokratische Emanzipierung des Volkes kündigt sich an. Und diese Opposition gegenüber den herrschenden Verhältnissen wird sich in der Lyrik und durch die Lyrik bewußt. Wir können von einer eigentlichen „lyrischen Opposition“ gegen die unumschränkte Herrschaft der Fürstenhöfe ebenso wie gegen eine fürstendienerische Gelehrtendichtung reden.

„Durch das ganze Volk gäng’ und gebe.“ Bürger wollte anfänglich unter dem Begriff des Volkes durchaus das ganze Volk verstanden wissen. „Es wird mir immer gewisser“, schreibt er 1776 an Boie, „daß wahre Poesie für Jedermann ist.“ Das ist Vorklang der Französischen Revolution. Hier tönt der Ruf nach Gleichheit an. Auch wenn er im ‚Herzensausguß über Volkspoesie‘ empfiehlt:

„Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, und für diese das rechte Caliber zu treffen. Wers dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen ebenso sehr, als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche, entzücken werde. Dies sei das rechte Non plus ultra aller Poesie.“

Trotzdem kann man nicht übersehen, daß Bürgers Volksbegriff überwiegend dem Unterschichtigen verhaftet war. Darum verstehen wir, daß auch ihm, wie dem Naturbegriff, eine gewisse Rauheit eignet. Die Bauern, Jäger, Hirten, Bergleute, Handwerksburschen, Bootsknechte, Soldaten und Fuhrleute besaßen zweifellos seine größere Sympathie als die Dame am Putztisch und der verfeinerte Weise<sup>1</sup>.

Aber auch Bürgers Leidenschaft und Heftigkeit kommen in seiner unterschichtigen Vorstellung vom Volke zum Ausdruck. Dieses unterschichtige, rauhe Volk hat wenig sensible Nerven, glaubt Bürger. Dieses Volk in den Zustand poetischen Mit- und Nachempfindens zu versetzen, ist daher ein starkes „Caliber“ an poetischer Leidenschaft und Heftigkeit vonnöten. Dieses Volk zu ergreifen, sucht er darum die stärksten Mittel hervor und bietet er die wildesten Affekte auf. Jede Empfindung versieht er noch mit einem Extrazusatz an Leidenschaft und Heftigkeit.

Auch da stoßen wir auf die Beschränktheit von Bürgers Volksbegriff. Daß die Seele des Volkes ebenso fein und zart schwingen kann, wenn man nur die rechte Saite seines Herzens anschlägt, davon scheint Bürger wenig gewußt zu haben. Mit Recht vermuten wir immer deutlicher, daß seine Vorliebe fürs Extreme, fürs Rasende, fürs verzehrend Leidenschaftliche weit weniger aus dem Wesen des Volkes herrührt als vielmehr aus der menschlichen Charaktereigenart Bürgers selber.

<sup>1</sup> In den „Weimarer Beiträgen“ 1956/I ist eine ausführliche Arbeit über Bürgers ‚Lenore‘ von Lore Kaim erschienen. Die sehr verdienstvolle Darstellung zeugt von gründlicher Sachkenntnis der Verfasserin und enthält eine Fülle neuer, interessanter und wertvoller Deutungsmöglichkeiten. Nur kann es leider natürlich nicht ausbleiben, daß das System und die Terminologie marxistischer Literaturbetrachtung, die hier selbstverständlich zur Anwendung gelangen, eine Reihe von interpretatorischen Vergewaltigungen oder zumindest Verzeihnungen zur Folge haben.

Ein Sturm und Drang des *genre furieux*

Es erklärt sich nun mühelos von selbst: Wie Naturalismus und Popularität für Bürger im Grunde ein und dasselbe waren, so sind diese Begriffe schließlich nur andere Namen für die geistige Bewegung, die zu jener Zeit im Schwange war (und zu der sich Bürger infolge seiner Charaktereigenart hingezogen fühlte): für die Bewegung des Sturm und Drang. Sturm und Drang ist es, was sich hinter Bürgers Begriffen von Natur und Volk verbirgt. Im Sturm und Drang konnte Lenorens maßloses Trauern und Wüten der ungeheuerliche Gegenstand eines rasenden Gedichtes werden.

Was jedoch von Bürgers Natur- und Volksbegriff gilt, ist auch von seinem Stürmer- und Drängertum zu sagen: nämlich daß es ein sehr grobklotziger Sturm und Drang ist, und zwar, sozusagen, ein nur grobklotziger. Im Gegensatz etwa zu Goethes Sturm und Drang. Mit Hilfe Hamanns, Giordano Brunos und Spinozas hat Goethe seine stürmische Natursehnsucht vertieft und vergeistigt. Er verharrete nicht in der Vorstellung einer bloß wilden, barbarischen, sinnlichen und rohen Natur. Natur wurde für Goethe zur tausendfältigen Verkörperung eines ewig und innig schaffenden Weltgeistes. *Deus sive natura*. Gott = Natur. Gott in der Natur. Natur als Wirken Gottes. Natur als Außen, Gott als Innen. Mehr noch: Natur auch als Innen. Gott auch als Außen – verwechselbar und unzerteilbar (vgl. dazu Fausts Monolog in der „Wald und Höhle“-Szene).

Zu solcher Reife ist Bürgers Naturbegriff nie gediehen. Er blieb stark äußerlich und oberflächlich. Er blieb von einer pathetisch-genialischen Gespanntheit. Er blieb ein Sturm und Drang des *genre furieux*, ein vorwiegend dramatischer Sturm und Drang, der ja mit dem lyrischen keineswegs identisch ist.

Den Stürmer und Dränger Bürger entdecken wir daher leicht in seinen Balladen, weil doch ohne Zweifel der Anteil des Dramatischen an der Ballade sehr groß ist. Ein „Götz“ der Ballade“ sollte die ‚Lenore‘ werden. Bürgers Zug zum Dramatischen war stark. Drei Monate nach Vollendung der ‚Lenore‘ berichtete er Boie vom Plan einer großen bürgerlichen Tragödie:

„Ich brüte jetzt an einem gewaltigen Werk; an nichts geringerm, als an einer bürgerlichen Tragödie ... Die Disposition ist fertig, ganz und gar von mir erfunden, selbst einige Szenen sind schon ausgearbeitet, wobey euch die Haare zu Berge stehen sollen. Denn alles, was die Natur in Schrecken setzen kann, soll darinn angebracht werden. Das Sujet ist mitten aus dem bürgerlichen Leben herausgenommen, und mein Augenmerk ist dasselbige, was es bey der Ballade und dem Volksliede mir ist, daß es nämlich eben die Wirkung in der hölzernen Bude bey der Dorfschenke, als auf dem Hoftheater thue. Sprache wird das wenigste, das meiste wird Handlung seyn. In ganzen Szenen soll nicht ein Wort gesprochen werden und doch sollt ihr Erdensöhne vor der Bühne sprachlos niedertaumeln. Genius! Genius Shakespeares! gib mir Schwingen, das Ziel zu erfliegen, welches mein Auge sieht! So wahr ich lebe! ich bin oft irzt in einer so heißen brennenden Begeisterung, daß mir die Backen glühen, daß ich in diesen kalten Nächten keine Bettdecke über mir dulden kann. Gott lasse mir dieses Werk vollbringen, wie ichs mir vorstelle, so will ich gern allem übrigen entsagen.“

Wenn man solche Worte vernommen hat, zweifelt man keinen Augenblick mehr an Bürgers Stürmer- und Drängertum. Zwar ist keine Spur eines bürgerlichen Dramas auf uns gekommen. Aber dies ist nur um so mehr ein Beweis für sein kraftgenialisches Wesen: Man behauptet eine unbegrenzte Schöpferkraft, stellt Wechsel auf die Zukunft aus, gibt ungeheuerliche Versprechen ab, schafft ein Vakuum, in dem schlechterdings alles möglich sein kann – aber es bleibt bei der Möglichkeit.

Dieses ganze gewaltige Streben, dieses maßlose Wollen eines in seinen Fähigkeiten zwar begrenzten aber eigenartigen Talents ist Sturm und Drang. Lebhaft werden wir an Bürger erinnert, wenn wir im ‚Götz‘ den kleinen Georg zu seinem Schutzpatron beten hören: „Ach, ein schöner Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätte – und die goldene Rüstung – Das ist ein garstiger Drach – Jetzt schieß ich nach Sperlingen – Heiliger Georg, mach mich groß und stark, gib mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!“ Drei Jahre später charakterisiert sich Bürger selber mit fast denselben Worten als einen echten Vertreter der Geniezeit: „Ich wandle wieder in der Kraft Gottes ... O daß ich jetzt zu kämpfen hätte mit Drachen, Riesen und Ungeheuern der Körper- und Geisterwelt, was wollt ich nicht mit dieser Kraft, mit diesem Gefühl der Unüberwindlichkeit tun.“ Ein gut Teil dieser Kraft und dieses strotzenden, vitalen Gefühls der Unüberwindlichkeit spiegelt sich in seinen Balladen wider.

## Ein uraltes, weitverbreitetes Sagenmotiv

Das Stoffliche der Ballade ‚Lenore‘ liegt im epischen Volkslied begründet. Der Lenorenstoff ist eine uralte, weitverbreitete Volkssage.

Übermäßige Trauer der Hinterbliebenen über den Tod eines Menschen stört die Ruhe des Verstorbenen. Wehklage weckt die Toten auf. Jede Träne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer auf die Brust, so daß sie aus dem Schlafe auffahren, noch einmal ins Leben zurückkehren und zu den maßlos Trauernden kommen. Und sie lassen den Trauernden keine Ruhe, bis diese das Wehklagen aufgeben, über den Schmerz getröstet sind oder selber an dem Schmerz zugrunde gehen.

Seit alters lebt dieser Gedanke in Sagen und Märchen aller Völker. „Der Angehörigen stetes Weinen brennt den Hingeschiedenen“, lehrt schon die altindische Dichtung. Und gleiches erzählt die Edda, erzählen dänische, serbische, mährische, litauische, isländische, ungarische, bulgarische, griechische, albanesische, englische Volkslieder. Im ‚Steirischen Lobgesang‘ berichtet Max Mell, wie er eine volkstümliche Form der Lenoren-Ballade von einer alten Insassin des Armenhauses in Sankt Anna am Aigen, nahe der ungarischen Grenze, hat erzählen hören. Es gab Gedicht- und Liedfassungen dieses Stoffes in allen

deutschsprachigen Gebieten. In einer frühen Form ist er auch in „Des Knaben Wunderhorn“ zu finden.

Aus Bürgers, Schlegels und Vossens Mitteilungen wissen wir, daß eine plattdeutsche Fassung dieser Volkssage in Bürger die erste Idee zu seiner Ballade veranlaßt hat. Im Frühling 1773, eines Abends, bei Mondschein, hörte Bürger dieses plattdeutsche Volkslied von der Hausmagd Christine singen. Einige Verse daraus blieben Bürger im Ohr. Mit Bestimmtheit wissen wir es von folgenden:

Der Mond, der scheint so helle,  
Die Toten reiten schnelle.

Außerdem waren ihm von diesem Lied ein paar Worte des Wechselgesprächs zwischen dem Mädchen und seinem Geliebten in Erinnerung:

Graut Liebchen auch? –  
Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir.

Nach einer Mitteilung August Wilhelm Schlegels soll der Dichter ebenfalls aus Christinens Gesang die Verse her haben:

Wo liese, wo lose  
Rege hei den Ring!

die bei Bürger nachtönen:

Und horch! und horch! den Pfortenring  
Ganz lose, leise, klinglingling!

Der Geliebte ist fern im Krieg. Das Mädchen weiß nicht, ist er noch am Leben; und erschöpft sich in Klagen. Da erscheint er nachts als Gespenst zu Pferde vor ihrem Haus und bewegt den Ring an der Tür. Nach kurzer Wechselrede entführt der Tote die Geliebte durch die Nacht. Auf dem Kirchhof angekommen, verschwinden Roß, Reiter und Reiterin im Grabe. Außer dieser allgemeinen Kenntnis von der weitverbreiteten Sage und außer den genannten fragmentarischen Versen scheint Bürger nichts anderes als Vorwurf zur ‚Lenore‘ gedient zu haben. In dieser Ansicht bekräftigt uns des Dichters erste briefliche Äußerung über seine Ballade: „Schade nur! daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann!“

Zwar muß man erwähnen, daß Bürger, wenn auch nur sehr oberflächlich und flüchtig, Percys altenglische Balladensammlung kannte. Aus den dort aufgezzeichneten Balladen ‚The Suffolk miracle‘ und ‚Sweet Williams ghost‘ sind zweifellos Anregungen auf Bürger übergegangen. Aber ein Blick auf Bürgers souveräne Gestaltung des alten Motivs läßt uns einen Quellenstreit als wenig bedeutungsvoll und kleinlich erscheinen; denn durch die Kunst, mit welcher

Bürger seine ‚Lenore‘ geschaffen hat, ist diese Ballade allen Vergleichen mit den volksliedhaften Vorbildern entrückt.

Mit der Gespensterballade gegen das rationalistische Weltbild

Wichtiger ist ein Hinweis auf die Bedeutung dieser Stoffwahl: Warum greift Bürger zu diesem gräßlichen Gespenstermotiv? Grundsätzlich ist die Antwort bereits gegeben durch die Darstellung von Bürgers Natur- und Volksbegriff und durch Bürgers Einreihung in den Sturm und Drang.

Das rationalistische Weltbild wird durchbrochen. Das Gefühl wird als des Menschen wichtigster Besitz erklärt. Man kann geradezu von einer Entdeckung des leidenschaftlichen Fühlvermögens sprechen. Und mit diesem Vermögen begreift man nun alle Dinge zwischen Himmel und Erde auf ganz neue Art; und vor allem erfaßt man damit neue Dinge, die bis anhin außerhalb des Blickfeldes aufklärerischer Schulweisheit gelegen hatten.

Für die Aufklärungszeit gab es keine Gespenster. Ein Glaube an Gespenster, an eine gespenstische Wiederkunft der Toten galt als absurd und lächerlich. Es gab daher kaum etwas Eindrücklicheres, womit der Gegensatz zum Rationalismus aufgezeigt werden konnte als die Gespensterballade. Diese wirkte um so sensationeller, als der Dichter keinen Zweifel darüber offen ließ, daß er, zumindest zeitweilig, an Gespenster glaube. Die Geistererscheinungen waren mehr als bloß literarische Motive. Sie wurden wohl dichterisches Symbol für das Dämonische und Unberechenbare, das die klare und vernünftige Weltordnung des Rationalismus sprengte. Aber mehr noch: Gespenster und Geister wurden nicht nur als Möglichkeit, sondern als Wirklichkeit geglaubt. „Als eine kleine Verirrung seines sehr gebildeten Verstandes betrachte ich seinen (Bürgers) Hang, Gespenster und Spukereien nicht bloß zu fürchten, sondern in gewissen Stunden auch zu glauben“, schreibt Dr. Althof, der erste Biograph Bürgers. Und Bürger selbst gibt den „Philosophunculis“ zur Beherzigung: „Gottlob! des Menschen Herz ist stärker, als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wann ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt.“

Des Menschen Herz ist stärker als seine Vernunft; sowohl im Ergriffenwerden als im Handeln. Nicht nur klügelnd berechnender Verstand ist im Menschen; in ihm sind auch unberechenbare und dämonische Kräfte. Diesen Kräften gilt vorab die Aufmerksamkeit des Sturm und Drang. Nicht nur erschauert man vor ihrem Losbrechen, man bejaht sie auch und schätzt sie. Ja man sieht sogar gerade in diesen Kräften des Menschen besseres Teil. Wo der Mensch aus diesen Kräften handelt, ist er ursprünglich, original, genial und echt. Wo diese Kräfte wirken, enthüllt sich die Natur, die geheimnisvolle, göttliche Natur des Menschen, nicht in der Bindung durch Verstand und Sitte.

Aus diesem Widerspruch zur Aufklärung und aus dieser Hinwendung zum Unberechenbaren verstehen wir hauptsächlich die Wahl des Gespenstermotivs<sup>2</sup>.

Eine poetische Gattung ohne unmittelbare Tradition

Ebenso erhellt aus der Atmosphäre des Sturm und Drang die Wahl der Dichtungsgattung, der Ballade.

Der Charakter der Ballade findet sich in Deutschland während des 15. und 16. Jahrhunderts ziemlich deutlich vorgebildet: in Bürger-, Bauern-, Landsknechts-, Jäger- und Studentenliedern. Das 17. Jahrhundert hingegen pflegt die Ballade schon fast nicht mehr. Und was sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Balladen aus gibt, sind Zerrbilder dieser Gattung.

Gleim, dem Bürger im übrigen sehr viel verdankt, hat die Meinung vertreten, in der Ballade müsse ein ironisierender, ein parodistischer Ton vorherrschen. Durch diesen Ton aber sank die ernste und ernsthafte Ballade zu jener Bänkelsängerei ab, welche den Besuchern von Jahrmärkten und Messen berühmte blutige Begebenheiten in burlesk-komischem, marktschreierischem Tone erzählte. Das berühmteste Beispiel hierfür wird immer Gleims ‚Marianne‘ bleiben. Gleims Irrtum, der aber auch allgemein verbreitet war, hatte zur Folge, daß die ernsthafte Balladendichtung völlig auf den Hund geriet.

Da hat ihr Bürger mit kräftiger Hand wieder auf die Beine geholfen. Im Jahre 1773, als Bürger seine ‚Lenore‘ schrieb, war die ernste deutsche Ballade eine sozusagen traditionslose Gattung. Was konnte den Bedürfnissen eines Stürmers und Drängers willkommener sein als eine poetische Gattung ohne unmittelbare Tradition! Wie der rationalistische Dramenbau Lessings übersprungen wurde und man bei Shakespeare anknüpfen wollte, so schob man die ganze parodierende und ironisierende Bänkelsängerei beiseite und erhob die alte Volksballadendichtung zum Vorbild.

Heinrich Christoph Hölty hat bei dieser Neubegründung der ernsten Ballade kräftig mitgeholfen. Bürger aber hat mit der ‚Lenore‘ für seine Zeit die Gattung auf den Gipfel geführt, teilweise im Wettkampf mit Hölty: „Nun hab ich eine rührende Romanze in der Mache (die Lenore), darüber soll sich Hölty aufhängen“, schrieb er am 22. April 1773 an Boie. Rührend bedeutet hier so viel

<sup>2</sup> Lore Kaim möchte allerdings „die Betonung des Phantastischen und Gespenstischen“ keineswegs „einer Absage an die Aufklärung schlechthin“ gleichsetzen. Bürger wende sich damit lediglich „gegen die rationalistische Theologie, d. h. gegen die Richtungen, die im Dienst des aufgeklärten Absolutismus halfen, den Schein aufrechtzuerhalten, als ob auch dem staatlichen System und dem vom Staat geregelten Leben der Bevölkerung ein vollkommenes Ordnungsschema zugrunde läge“. Es ist nur verständlich, daß die aufklärungsfeindlichen Regungen Bürgers einer marxistischen Literaturbetrachtung nicht ins Konzept passen, ist doch der Marxismus-Leninismus selber ein verspätetes Kind der politischen Aufklärung.

wie ernsthaft, und den Namen Romanze braucht Bürger des öftern anstelle von Ballade.

Die Mitwirkung des Göttinger Hains

Mit welchen sprach- und poesietechnischen Mitteln nun ist Bürger die Neubegründung der ernsten deutschen Ballade geglückt? Wie hat er Naturalismus und Popularität seiner Dichtung zu erreichen versucht?

So unsympathisch es im ersten Augenblick berühren mag, aber wir dürfen hemmungslos von einer ‚poetischen Technik‘ sprechen. Zum weitaus geringern Teile ist die ‚Lenore‘ aus augenblicklicher Intuition zustande gekommen; vielmehr ist sie mit Kunst – im Sinne von Können – angefertigt. Schon die lange Dauer ihrer Entstehung läßt uns das vermuten: April bis Ende September 1773.

Vor allem erkennen wir die gründliche Sorgfalt, mit welcher Bürger an der ‚Lenore‘ gearbeitet hat, aus dem Briefwechsel, den er mit den Dichtern des Göttinger Hains über die sprachliche Formung des Lenorenstoffes pflog.

„Hier ist endlich die Lenore!“ schrieb er am 9. September an Boie und forderte ihn auf: „Ich wollte Sie convocirten ein Concilium; und nähmen das Stück recht fleißig und collegialiter in Untersuchung. Aber die Untersuchung muß nicht allgemein seyn, sondern ins Detail gehen.“ In einem runden Dutzend umfangreicher Briefe wurde hier zwischen Boie, Bürger und Cramer Detail um Detail des Ausdrucks erörtert. Kaum eine Strophe blieb ganz in der Bürgerschen Urfassung bestehen. In gemeinsamer Bemühung wurden Dutzende von Verbesserungen vorgenommen. Aus der großen Fülle der Beispiele seien nur drei der eindrucklichsten erwähnt:

„Gottlob! rief Kind und Gattin laut“

hieß es in der Urfassung. Boie kritisierte es: „Gattin ist zu modern (und zu wenig balladisch); vielleicht Weib und Mutter, doch das Kind gehört auch mit ins Gemälde.“ In seinem Antwortbrief seufzte Bürger: „Wenns nicht anders seyn kann, so nehmen Sie Weib und Mutter.“ Doch hierauf schlägt Boie eine neue Änderung vor: „Hab’ ich Str. 3 durch Kind und Mutter den rechten Mittelweg getroffen?“ Zwei Tage später bestätigt ihm Bürger: „Str. 3 Kind und Mutter ist gut.“ Kind und Mutter – so hieß es dann im Musenalmanach auf das Jahr 1774. In der Erstausgabe seiner Gedichte (1778) ist Bürger, aus mir unerfindlichen Gründen, wieder auf seine ursprüngliche Formulierung „Kind und Gattin“ zurückgekommen.

Ein zweites Beispiel aus der vierten Strophe. Dort heißt es heute:

Und warf sich hin zur Erde  
Mit wütiger Gebärde.

Diese Verse lauteten in der Erstfassung:

Und warf sich auf die Erde  
Mit wilder Angstgeberde.

Bürger änderte den Vers:

Und taumelte zur Erde.

Dazu meinte Cramer: „Taumelte ist ein schönes Wort, aber die erste Lesart ‚warf sich‘ gefällt mir wohl so gut, weyl sie mehr freywillige Handlung ausdrückt, und dazu dient, Lenoren strafbarer zu machen. Die folgenden Strophen sind superiör!“ Boie fand an der „Angstgeberde“ kein Gefallen: „Vielleicht wütender Geberde“, regte er an. Bürger teilte Boie Cramers Ansicht mit: „Statt ‚taumelte zur Erde‘ will Cramer lieber ‚und warf sich‘ behalten, weil es mehr eine eigenmächtige Handlung seyn muß. Und er hat wohl Recht!“ Boie erwiderte: „Str. 4 ist zwischen ‚taumelte‘ und ‚warf sich‘ Alles getheilt. Mit der ‚Angstgeberde‘ ist keiner recht zufrieden, aber wir wissen nichts besseres.“ Hier auf Bürger: „Meinetwegen ‚taumelte‘ oder ‚warf sich‘. Statt der ‚Angstgeberde‘ nehmen Sie ‚wütender‘ oder ‚schrecklicher‘.“ Zuletzt schrieb Boie: „Mit wütiger Geberde.“ So kam die endgültige Formulierung zustande.

Nicht minder schwer war die Geburt der Verse:

Der volle Mond schien helle;  
Wie ritten die Toten so schnelle!

Die Freunde im Göttinger Hain nahmen daran Anstoß. „Miller sagte“, so schreibt Cramer an Bürger, „wenn man beym ersten Augenblick wahrnimmt, daß der Dichter künsteln *will*; so thut er wenig Effect. Dazu meint Hahn, die Dactylen drückten nicht einmal das Reiten recht aus, sonst müßte ein jeder Hexameter einen Ritt vorstellen.“ Boie schließt sich den Bedenken des Hains an: „Den hüpfenden Ausgang; Wie ritten die Toten – wollen sie und kann ich doch immer auch noch nicht recht billigen.“ Bürger, in seiner Antwort, ist ratlos:

„Aber nun, Freund, was machen wir mit den Zeilen: Der volle Mond schien helle; Wie ritten die Toten so schnelle? Die können nun gar nicht bleiben. Und doch martre ich mich vergebens, andre an die Stelle hinzuschaffen. Sollten etwa die nun Platz finden?: Durch Korn und Dorn und Wälder, – Durch Wiesen Thal’ und Felder! – Gar sonderlich auch nicht. Kurz, ich weiß mir hier weder zu rathen noch zu helfen. Himmel! Ihr Adler dort, seydet eurer so viel, und euer Name heißt Legion! Könnt ihr mir denn allzusammen mit nichts unter die Arme greifen? Ich dünkte, Ihr müßtet es können. Die Idee, welche drin liegen muß, ist ‚schneller Ritt‘, oder doch, ‚was sich aufs Reiten bezieht‘. Vom ‚Pferde‘, vom ‚Sporn‘, oder so von etwas. Versucht es doch! Ihr werdet ja so viel in meine Seele dichten können. Wenns auch nur *taliter qualiter* ist.“

Diese Verse wurden dann ersetzt durch die jetzigen:

Daß Roß und Reiter schnoben,  
Und Kies und Funken stoben.

Aus dem späteren Briefwechsel ist nicht mehr ersichtlich, von wem diese Fassung herrührt.

Drei erhaltene Fassungen der Ballade zeigen uns, wie Bürger immer wieder aufs neue ihre sprachliche Gestalt zu verbessern unternommen hat. Die erste und die zweite Fassung zählten 29 Strophen, die Endfassung wies dann deren 32 auf.

Diese drei neuen Strophen waren auf Anregung des Hains hinzugekommen. „Und dann noch eine Anmerkung des Hains, der ich sehr beypflichtete“, schreibt Cramer, „Von da wo Lenore aufs Pferd steigt, bis ans Ende verliert man sie ganz aus dem Gesichte, und doch ist sie die Heldin des Stücks.“ Boie meint ähnliches, wenn er schreibt: „Im Hain wünscht man die Länge der Reise mehr angedeutet, und etwa durch Bestimmung der Örter anschaulich gemacht. Z. E. sie ritten über den Fluß, Berg u. s. w.“ Bürger nahm sich zu Herzen und konnte drei Tage später an Boie berichten:

„Über Nacht, Freund, bin ich des heiligen Condorgeistes vollgewesen, und habe drey so herrliche Strophen zu gemacht, daß Ihr für Freude mit den Flügeln klappen werdet. Es kam kein Friede in meine Gebeine die ganze Nacht, und selbst im Traume dichtete ich. Eure Idee, die weite Reise anzudeuten, konnte schwerlich besser hineingewebt werden.“

Es handelt sich um die Strophen 20, 24 und 27 (mit dem jeweils anschließenden Zwiegespräch „Graut Liebchen auch? – Der Mond scheint hell!...“)

„Ist diese Stelle nicht stark und groß?“ fragt Bürger und fügt bei: „Bei einem menschlichen Ritte wäre sie wohl zu übertrieben; aber bei einem Geister-Ritt, wo in einer Stunde 100 Meilen zurückgelegt werden, ist sie trefflich. Ich thu mir nicht wenig drauf zu Gute.“ Auch in einem Brief an die Grafen Stolberg gibt Bürger seiner Freude über die drei neuen Strophen Ausdruck:

„Ich liege noch in den Sechswochen mit meiner Lenore, und bin noch zu schwach, um schon wieder zu concipiren. Diese Geburt ist mir noch zuletzt sehr schwer geworden, und der ganze Hain hat accouchiren helfen. Ein Wink des Hains hat mir noch zu einigen neuen Strophen Anlaß gegeben, auf die ich nicht wenig stolzire. Ich kann nicht bergen, daß ich sie selbst für vorzüglich und eine sogar für Shakespearisch erhaben halte. Nämlich die Weite und Geschwindigkeit des Rittes anzudeuten, hab’ ich die Scene dreymal im Reiten sich verändern lassen. Ich würde die Strophen hieher schreiben, wenn Sie nicht doch bald den Alm(anach) erhielten. Diejenige welche ich für die beste halte lauter so:

Wie flog, was rund der Mond beschien,  
Wie flog es in die Ferne! usw.

Ist ein Ritt, wo einem deucht, daß das ganze Firmament mit allen Sternen oben überhin fliegt, nicht eine Shakespearsche Idee? – Das merkwürdigste ist, daß ich diese Strophen im eigentlichsten Wort-Verstande geträumt habe.“

## Die Mittel der „Natürlichkeit“

Naturalismus ist Bürger gleichbedeutend mit Lebendigkeit; und er hat denn auch tatsächlich fast kein sprachliches Mittel ungenutzt gelassen, seine Ballade lebendig zu gestalten.

Bereits wurde darauf verwiesen, wie geräuschvoll die Bürgersche Poesie ist. Natürliche Geräusche des Lebens, Lärm wiederzugeben, wurde er nicht müde<sup>3</sup>.

Und nicht genug damit. Jedes Geräusch wird auch noch durch einen besonderen Ausruf angekündigt: Horch!<sup>4</sup>. In ähnlich verstärkendem Sinne gebraucht er oft den Hinweis: Sieh!<sup>5</sup>. Das plumpste Mittel zur Wiedergabe des Lärms sind wohl seine zahlreichen Lautmalereien: trap trap trap, klingling, hurre, hurre, hop, hop, hop, husch, husch, husch.

Schiller, in seiner strengen Kritik der Bürgerschen Gedichte, hat diese Lautmalereien scharf gerügt. „Nur die poetische Kindheit ihres Verfassers“ könne sie entschuldigen. In der ‚Lenore‘ sind sie aber in noch durchaus erträglichem Maße angewandt, und zu Auswüchsen wie „Trom-paukenklang und -petenschlag“ oder „Horch, es trommelt, trom-trom-trommelt“ hat er sich in diesem Gedicht nicht hinreißen lassen.

Ein feineres Mittel der Klangmalerei fand er in der Assonanz. So malt er den nächtlich gespenstischen Leichenzug in dumpfem a-Klang<sup>6</sup>. Als Gegensatz dazu die grelle i-Assonanz im wispligen Gesindeltanz ums Hochgericht<sup>7</sup>.

Der Stabreim spielt eine wichtige Rolle als Bindemittel sowohl im einzelnen Vers als in ganzen Strophen. An den Konsonanten findet die Betonung einen natürlichen und festen Halt, was vor allem für die Deklamation, auf die Bürger so großen Wert legte, eine vorzügliche Hilfe bietet. Auch gibt das Übergreifen des Stabreims von einem Vers in den andern der Rede einen eigentümlich bewegten und lebendigen, hinreißenden Fluß<sup>8</sup>. Eine Steigerung des Stabreims kommt dadurch noch zustande, daß er des öftern zwei Wörter gleichen Stammes miteinander verbindet<sup>9</sup>. Wir begreifen auch hier wieder Bürgers Entzücken über den ‚Götz‘, wo Goethe beispielsweise im Zigeunerlied gleiche lautliche Mittel anwendet.

Auch in den syntaktischen Mitteln zur Verlebendigung zeigt sich Bürgers affektisches, leidenschaftliches Wesen.

In verschwenderischer Fülle gebraucht er die Interjektionen: ach! oh! o weh!

<sup>3</sup> Da jedermann die Ballade leicht zur Hand hat, verzichten wir auf wörtliche Zitate und geben nur Zahlenverweise, wobei sich die erste Ziffer immer auf die Strophe bezieht und die zweite auf die Verse innerhalb der betreffenden Strophe: 2/5, 6. 13/3. 16/3. 20/4. 29/5. 31/5, 6. 32/4.

<sup>4</sup> 13/1. 13/5. 17/3. 21/3.

<sup>5</sup> 17/5. 25/1. 30/1.

<sup>6</sup> 21/1-6, 22/1, 2. 23/1.

<sup>7</sup> 25/1-6.

o in Verbindung mit einem Substantiv (o Mutter!). In der ‚Lenore‘ finden sich neunzehn solcher Interjektionen.

Durch Bürgers Streben nach möglicher Lebendigkeit hat die Syntax ein eigentümliches Gepräge erhalten. Periodischer Satzbau konnte seinen Absichten nicht dienlich sein. Jeder einzelne Gedanke hat seine eigene, besondere Gewichtigkeit. Darum arbeitet Bürger vorzüglich mit kurzen Hauptsätzen. Das gibt dem Ausdruck eine lapidare Wucht. In den Strophen 6 und 28 ist jeder einzelne Vers syntaktisch selbständig.

Ein Gedanke nach dem andern wird in atemloser Hast herausgestoßen. Manchmal drängen sich sogar zwei Hauptsätze in einen Vers<sup>10</sup>. Wenn Relativsätze oder konjunktionale Verbindungen vorkommen, dann tritt meist Ellipsis ein<sup>11</sup>. Auch geschieht es, daß der Hauptsatz auf ein Wort zusammenschumpft: „... wie, wenn der falsche Mann“ statt: Wie (dächtest du), wenn der falsche Mann. Oder: „Ich bringe dich, zur Wette, / Noch heut’ ins Hochzeitsbette“ statt: Ich setze es zur Wette, daß ich dich noch heut’ ins Hochzeitsbett bringe.

Satzanfänge mit „und“ sind nicht selten. Sie nehmen sich aus wie ein neues Atemholen im unaufhaltsamen Drang der Erzählung; und gleichzeitig wirken sie als Bindemittel, als Notbehelf des Übergangs im Drang der Leidenschaft.

Auch die Voranstellung des Adverbs oder der adverbialen Bestimmung gehört mit zu Bürgers lebendiger Ausdrucksweise<sup>12</sup>.

Eine hervorragende Aufgabe mißt Bürger den rhetorischen Stilmitteln bei, vorab der Frage, die er fast zahllos verwendet. Sie drückt Überraschung oder Verwunderung aus<sup>13</sup>; Angst, Verzweiflung, Schrecken läßt er auf diese Weise effektiv zum Ausbruch kommen<sup>14</sup>.

Als ein weiteres rhetorisches Mittel ist der Kontrast zu nennen. Der Satz springt übergangslos von einem Gegenteil zum andern über. Der Hörer oder Leser muß diesen Sprung mitmachen und wird so in Bewegung und Erregung versetzt. Bürger hat solche Kontrastwirkungen ganz bewußt herausgearbeitet. Die Veränderungen, die er in der ersten Sammlung seiner Gedichte vornahm,

<sup>8</sup> 4/3, 4. 4/7, 8. 19/1. 22/5. 23/3, 4. 23/7. 29/3, 4. 31/5, 6. 32/5-8. – Der Stabreim dient auch vorzüglich der leichten Einprägsamkeit. Wie allgemein geläufig viele Bürgersche Verse waren, mag eine Stelle aus einem Brief Heinrich von Kleists an seine Schwester Ulrike vom 30. September 1808 bezeugen, wo es heißt: „... Entschließe dich, meine liebste Ulrike, schürz’ und schwingo dich, das Wetter ist gut, und in drei Tagen ist Alles, als wär es nicht geschehen. H. v. Kleist.“

<sup>9</sup> 14/7. 21/1. 21/5. 29/5.

<sup>10</sup> 16/3. 20/5. 24/5. 27/5.

<sup>11</sup> 4/3, 4. 7/1, 2.

<sup>12</sup> 13/3. 15/2. 31/1.

<sup>13</sup> 14/2-5. 21/1, 2.

<sup>14</sup> 1/3, 4. 5/3. 6/7. 11/1, 2. 18/1, 2.

beweisen dies deutlich. Gegensätze, die dem Sinn nach schon vorhanden waren, hat er meist in je ein Wort zugespitzt. Extrem setzt er gegen Extrem. In Strophe 2, Vers 3 „Erweichten ihren harten Sinn“ hieß es zuerst nur „Bewegten ihren harten Sinn“.<sup>15</sup>

Als weiteres Mittel, den Ausdruck zu verstärken und zu verlebendigen, dient die Steigerung: „Sie frug den Zug wohl auf und ab, / Und frug nach allen Namen“, „Und immer weiter, hop, hop, hop!“ Sobald der letztgenannte Vers zum zweitenmal vorkommt, steigert er ihn durch Wiederholung: „Und weiter, weiter, hop, hop, hop!“ Wie denn Wiederholung überhaupt eines der häufigst angewandten Mittel ist, mit welchen Bürger seiner Ballade Unruhe und ungestüme Heftigkeit mitteilt. Die Zahl, in welcher Wiederholungen in der ‚Lenore‘ auftreten (30 Mal), beweist, welche Bedeutung und Wirkung er diesem Stilmittel beimißt. Auch dieses Mittels war er sich bei der Verwendung voll bewußt<sup>16</sup>:

Und er erbarmt sich unser

hieß es anfänglich in der sechsten Strophe. Dies war Bürger, wie er Boie gegenüber bemerkt, zu schleppend. Er setzt dafür:

Gott, Gott erbarmt sich unser.

Ebenso ändert er den Vers:

Bei Wilhelm nur ist Seligkeit.

Nun lautet er mit Wiederholung:

Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit.

Der ungeheuer reißende Fluß der Verse, die rhetorische Lebhaftigkeit kommt auch durch die wiederholende Art der Versverknüpfung zustande: ein Vers greift mit irgendeinem bedeutenden Wort auf den vorhergehenden zurück<sup>17</sup>:

Sie frug den Zug wohl auf und ab,  
Und frug nach allen Namen.

Nicht nur innerhalb des Verses und der Strophe wendet Bürger solche Mittel der Verlebendigung an. Auch in der Gesamtkomposition der Ballade beachten wir sie. Da wäre zuvorderst die refrainartige Wiederholung zu nennen. Hier ist die Einwirkung des Volksliedes unverkennbar. Und Bürger selber hat für

<sup>15</sup> Weitere Beispiele solcher Vergegensätzlichung sind: 14/2. 14/4. 12/5–8. 31/5–8.

<sup>16</sup> Wiederholungen: 3/1. 6/1. 7/1. 10/1. 6/7. 9/2. 9/3. 9/5. 9/6. 13/5. 14/1. 16/1, 2. 18/3. 25/5, 6. 28/5. 28/8. 30/3. 31/5. 32/5.

<sup>17</sup> 7/6, 7. 30/5, 6.

diese Wiederholung auch eine psychologische Erklärung abgegeben: „Die Verzweiflung und jeder hohe Affekt ist arm an Ausdrücken und wiederholt ein und dasselbe öfter.“ In diesem Sinne wiederholt er zweimal:

O Mutter, Mutter! Hin ist hin!

Bei Gott ist kein Erbarmen.

O weh, o weh mir Armen!

Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!

Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!

Dreimal kehrt das Zwiegespräch wieder:

Graut Liebchen auch? – Der Mond scheint hell!

Jedesmal mit einer Steigerung in Lenorens Antwort:

Ach nein! – Doch laß die Toten!

Ach! Laß sie ruhn die Toten!

O weh! Laß ruhn die Toten!

Auf gleiche Weise steigert er die dreimalige Wiederholung des Verses:

Und hurre hurre, hop hop hop!

Und immer weiter, hop hop hop!

Und weiter, weiter, hop hop hop!

Ebenfalls auf Anregung des Volksliedes hat Bürger den Dialog in die ‚Lenore‘ eingeführt. Nicht zuletzt war er auch durch den ‚Götz‘ auf die poetische Kraft des Dialogs aufmerksam geworden. Die Art der Ausführung – wie die Gegenrede oft die Worte der Rede wieder aufnimmt – hat Bürger im deutschen Volkslied beobachten können. Auch der Dialog ist ihm ein Mittel, Natürlichkeit und unmittelbare Lebendigkeit zu erreichen. Als eine Art dramatischer Exposition, als ein erregendes Moment wendet er den Monolog gleich zu Beginn an. Der Anfang der Ballade lautete ursprünglich:

Lenore weinte bitterlich,  
Ihr Leid war unermesslich;  
Denn Wilhelms Bildnis prägte sich  
Ins Herz ihr unvergeßlich.

„Ich habe das, was vorher im Anfang erzählt war, dialogiert, weil mir jens zu schleppend, dies aber dem raschen lebendigen Ton des Stücks angemessener schien. Aber im Himmel! wie schwer ist mir der Dialog geworden!“ schreibt Bürger an Boie in bezug auf die Neugestaltung des Gesprächs zwischen Mutter und Tochter. Den „raschen lebendigen Ton“ zu treffen, darauf kommt es ihm immer wieder an. Und aufs meisterhafteste ist ihm dies gelungen in den ungemein bewegten Dialogen zwischen Mutter und Tochter und zwischen Lenore und Wilhelm.

## Die Mittel der „Popularität“

Naturalismus war Bürgers Gott, und Popularität nennt er ausdrücklich seine „Göttin“. Das Volkstümliche war schon durch die Wahl der Lenorensage größtenteils gegeben. Der volkstümliche Stoff forderte aber auch eine, im Bürgerischen Sinne, volkstümliche Behandlung. Naturalistische, lebendige Art der Darstellung war das eine, sozusagen indirekte Mittel, Popularität der Dichtung zu erreichen. Aber Bürger hat sich die volkstümliche Vorstellungs- und Ausdrucksweise auch auf einem direkten Wege für seine Balladendichtung nutzbar gemacht.

Wenn Bürger weit und breit geläufige Redensarten, in der Sprache des Volkes seit alters feststehende Formeln in seine Dichtung aufnimmt, so haben wir hierin eines dieser direkten Stilmittel zu erblicken:

Gedrängt auf allen Wegen

hieß es in der Urfassung; Bürger ersetzte den Vers durch die volkstümliche Reimformel:

Auf Wegen und auf Stegen.

„... diesen Kuß“ hat er umgewandelt in „Gruß und Kuß“. Und neben gebräuchlichen Wendungen wie „jung und alt“, „Leib und Seel“, „Stück für Stück“, „Sang und Klang“ hat er neue erfunden, ganz im volkstümlichen Sinne: „Sing und Sang“, „Kling und Klang“, „Zopf und Schopf“, „Korn und Dorn“ (so lautete einer seiner Verbesserungsvorschläge).

Phantasie bedeutete für Bürger Bildfülle und Bildkraft. Anschaulichkeit zu gewinnen, greift er gern zum Mittel des Vergleichs: „Fiel ab wie mürber Zunder“ ist ein in der Volkssprache von Bürgers Heimatgegend gang und gäber Vergleich. Der Vergleich

Wie Wirbelwind am Haselbusch  
Durch dürre Blätter rasselt

hat im Briefwechsel mit dem Hain zu mehrfachen Bedenken Anlaß gegeben. Und auf die Verse

Das Lied war zu vergleichen  
Dem Unkenruf in Teichen

möchte man Millers Bemerkung anwenden: „Wenn man beym ersten Augenblick wahrnimmt, daß der Dichter künsteln will, so thut er wenig Effect.“ Gerade an diesem Vergleich werden wir auf eine Gefahr aufmerksam, der Bürger in manchen seiner späteren Gedichte erlegen ist: einer gewissen Maniertheit, die verstimmend wirkt, weil man die Absicht spürt.

Wohl weniger als populäre Vergleiche zu werten sind die Substantivkompo-

sitionen, in denen die Eigenschaft mit dem Gegenstand in eins zusammengezogen wird: „Liliehände, Rabenhaar“. Sie sind weit eher aus Bürgers Vorliebe für die sogenannten Machtwörter zu verstehen, deren in der ‚Lenore‘ mehrere vorkommen: „Kettentanz, Totensang, Wirbelwind, Glockenklang, Feuerfunken“. Hierher gehören auch expressive Wortkompositionen wie „zersprengen, zerschlagen, zerrauen, zerringen“.

Die Elision hinwiederum ist ein durchaus der Volkssprache gemäßer Zug. Bürger macht von ihr bei allen möglichen Gelegenheiten Gebrauch: Städt' Bäum', Seel', ums, ohn', ging's, behalt', bet', tanzt', had're, Bist untreu, Wilhelm, Wie bist noch gegen mich gesinnt? usw. usf.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen zwei Quellen volkstümlicher Poesie, die Bürger von frühester Jugend auf vertraut waren und aus denen er reichlich geschöpft hat: das Kirchenlied und die Bibel<sup>18</sup>. Die Sprache der Bibel, besonders in der kräftigen Verdeutschung Luthers, war ihm zeitlebens lieb und teuer. Die lutherische Bibelsprache schien ihm vorzüglich geeignet, die Sprache einer Homerübersetzung abzugeben. In der ‚Lenore‘ sind zwar keine wörtlichen Einflüsse der Bibelsprache nachzuweisen. Aber unüberhörbar klingt im Ganzen ein biblischer Ton mit. Die markige Sprache Luthers war neben der Sprache Shakespeares zu einer Art Umgangssprache der Stürmer und Dränger geworden. Unverkennbar tritt sie uns auch aus Goethes ‚Götz‘ entgegen.

Noch offensichtlicher ist der Einfluß des protestantischen Kirchenliedes. Es gibt in der ‚Lenore‘ Zeilen, die Bürger wörtlich aus dem Gesangbuch übernommen hat: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ „Laßt uns den Leib begraben!“

Die Verse „Laß fahren, Kind, sein Herz dahin! / Er hat es nimmermehr Gewinn!“ weisen eindeutig auf die Lutherischen Verse zurück: „Laß fahren dahin, / Sie habens kein Gewinn!“

<sup>18</sup> Dem Nachweis und der Deutung dieser beiden Quellen der Bürgerschen Poesie widmete neuerdings vor allem Albrecht Schöne seine Arbeit „Bürgers ‚Lenore‘“. DVJS '54/3, 324 ff. Er bringt zahlreiche wertvolle Belege zum Problem des Zusammenhangs von Bürgers Sprache mit dem Kirchenlied und der Bibel. Was die Fülle des hier zusammengetragenen sprachstofflichen Vergleichsmaterials betrifft, ist Schönes Aufsatz von unschätzbarem Wert. Als fragwürdiger müssen gewisse Schlüsse gelten, die Schöne zieht; er versucht, die ‚Lenore‘ zu einem religiösen Bekenntnis umzudeuten und Bürger als unerschütterlich gläubigen Christen hinzustellen. Dies muß als ein im ganzen ebenso aussichtsloses Unterfangen gelten wie Lore Kaims Versuch, Bürger als im Grunde unentwegten Aufklärer oder gar als frühen Vorkämpfer marxistischer Revolutionsideen darzustellen. In beiden Fällen beeinträchtigt eine gewisse Einseitigkeit der Interpretation den vollen Wert der Arbeiten. Es ist nicht einzusehen, weshalb Bürger unbedingt auf den einen oder andern Nenner gebracht werden muß, statt daß man gerade in seiner Zerrissenheit und Gespaltenheit, in seiner Widersprüchlichkeit und Zerfahrenheit das auffallende Charaktermerkmal seiner Dichtung und seiner Persönlichkeit sehe.

Der dritte und vierte Vers der Eingangsstrophe lauteten in der ältesten uns bekannten Fassung:

Denn Wilhelms Bildnis prägte sich  
Ins Herz ihr unvergeßlich.

Dieses Bild entfernt sich vom naiv Dichterischen weit genug, daß wir uns wohl fragen dürfen, woher es Bürger nahm. Wirklich entdecken wir es denn auch im Kirchenlied, wo es heißt:

... und druck in Gnaden  
Mir dein Bild ins Herz hinein.

Noch näher aber kommt diesen Versen Bürgers die Stelle aus einem Gedicht Johann Christian Günthers:

Hier wird, so oft das Herze schläget,  
Dein Bildnis fester eingepräget.

Auch Verse wie „Ach, daß sich Gott erbarme!“, „Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!“ stehen auf fast jeder Seite des Halleschen Kirchengesangbuches aus dem Jahre 1712. Variationen von Kirchenliedversen sind in der ‚Lenore‘ häufig:

Wann Seel' und Leib sich trennen  
*Gesangbuch:* Bis Leib und Seele scheiden

Der Tod, der Tod ist mein Gewinn  
*Gesangbuch:* Sterben ist mein Gewinn  
So muß uns ... der Tod sein ein Gewinn  
Denn sieh, der Tod ist mein Gewinn.

Verloren ist verloren! ...  
O wär' ich nie geboren!  
*Gesangbuch:* Sonst bin ich ewig verloren ...  
Wär besser nie geboren.

Geh nicht ins Gericht  
*Gesangbuch:* Ach, Gott! Zürne nicht,  
Geh nicht ins Gericht!

*Gesangbuch:* O aber, Herr! denke nicht  
Gedenke nicht der Sünden,  
So wir getan, laß im Gericht ...

*Hölty:* ‚An Gott‘  
Du Gott der Langmut gehe nicht ins Gericht  
Mit deinem Knechte!

Der „Seelenbräutigam“ oder Wendungen wie „Nun ist's nicht mehr vonnöten“ sind dem Kirchenlied geläufig. Sogar vom „Haarausraufen“ kann darin die Rede sein: „Es hilft nicht Haar ausraufen“ klingt im ‚Lenoren‘-Vers an: „Zerraupte sie ihr Rabenhaar“.

Ein irriges Unterfangen aber wäre es, der ‚Lenore‘ wegen des Kirchenliedeinflusses religiösen Charakter beizumessen. Ganz richtig weist schon August Wilhelm Schlegel auf eine Mißhelligkeit in religiösem Bezug hin: Wilhelm, Lenorens Geliebter, ist ein preußischer Krieger („Er war mit König Friedrichs Macht / Gezogen in die Prager Schlacht“). Hierdurch fühlen wir uns in protestantisches Land versetzt. Die Äußerung der Mutter, Wilhelm könnte im fernen Ungarland seinen Glauben abgeschworen haben, bestärkt uns in diesem Gefühl. Nach dem Gespräch zwischen Tochter und Mutter verfällt man aber eher darauf, Lenore für katholisch erzogen zu halten, „was auch unstreitig besser paßt“, fügt Schlegel bei. Wir ersehen daraus nur Bürgers ziemlich liberalen Umgang mit religiösen Dingen. Er verwendete sie in seinen Dichtungen zuallerletzt aus religiösen oder theologischen Absichten.

Die Romanschriftstellerin Therese Heyne, die Gattin eines Göttinger Professors, hat denn auch die noch ungedruckte Ballade bereits als gotteslästerlich bezeichnet. Ebenfalls hatte der Konsistorialrat Professor Adolf Friedrich Reinhard den Vorwurf der Gottlosigkeit gegen sie erhoben: Ungeachtet mancher poetischer Schönheiten erklärte er die ‚Lenore‘ als eine wirklich verabscheuungswürdige Romanze; die Strophen, worin die Mutter ihre verzweifelnde Tochter an den Trost der Religion verweise, seien ein unerträgliches Gespött mit den ehrwürdigsten Dingen der christlichen Religion, ein unverzeihlicher Mißbrauch biblischer Ausdrücke und Lehren. Er wundere sich, daß eine dermaßen Ärgernis erregende Ballade habe die Zensur passieren können ... Im Theresianischen Österreich hätte sich der fromme Gelehrte nicht zu wundern brauchen; dort wurde der Musen-Almanach 1774 der ‚Lenore‘ wegen konfisziert.

Wie wenig aber die Ballade mit einer dogmatischen Religiosität zu tun hat, erhellt aus einer genaueren Betrachtung der letzten Strophe:

Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!  
Mit Gott im Himmel hadre nicht!

Geister, Gespenster sind es, die Lenore diese Worte zurufen. Das ist geradezu ein Dolchstoß ins Herz des im alten Sinne gläubigen Menschen. Dennoch ist es keine Verspottung der Weltordnung, wie sie ein rationalistisch-dogmatisches Christentum aufstellte. Die Geister sind weder von Gott geschickt, noch sind sie Werkzeuge einer teuflischen Unterwelt. Die Gespenster der Sturm und Drang-Ballade sind Erscheinungen einer ganz eigen-gear teten Weltordnung. In ihr sind die Menschen keine beherrschten Verstandesmenschen mehr. Sie sind von unfaßlichen Leidenschaften erfüllt und werden von ihnen gleichsam vorwärtsgerissen und vorwärtsgestoßen. Diese Leidenschaften in der menschlichen Seele sind stärker als alles andere, und man schaudert vor ihrer Maßlosigkeit und Unergründlichkeit. Über dem Menschlich-Seelischen spürt man noch etwas

Mächtigeres, das die Seelen erlösen oder unerlöst umherirren lassen kann. Daß es Gott sei, wird nirgends gesagt. Die Weltordnung der Ballade ist nicht die einer Konfession. Diese unerlösten persönlichen Geister sind zum Ausdrucksmittel geworden für die unheimlich bewegenden Kräfte, die der Sturm und Drang im Menschen und außerhalb seiner in der Natur entdeckt zu haben glaubte. Es ist die reale Wiederkehr des Magischen und Spukhaften in die von allen Gespenstern gereinigte Welt des Rationalismus. Unordnung ist das Prinzip dieser Weltordnung, wildeste Anarchie. Alle wohltätigen Ordnungen waren im Sturm und Drang zerstört.

„Der Boden der Gesellschaft wankte. Wo bisher zuverlässige Meisterschaft am Werk gewesen war, versuchten nun Abenteurer mit ungeheuerlichen Experimenten ihr Glück. Und der Gewinn, das heilige Herz, die Größe des leidenschaftlichen Willens, war vorerst nichts als eine Verheißung. Ein großer Teil der Kraft des Sturm und Drang erschöpft sich in Arroganz. ‚Ich werde! Ich will!‘ heißt die Parole. Eigentlich aber sind diese Geister, indem sie sich von allem Bestehenden abgeschieden haben, leer. Daher das Nichtige in dem explosiven Stil eines Klinger und Lenz, das Eitel-Unendliche dessen, der für alles offen zu bleiben begehrt. Die meisten Originalgenies leben von Wechseln auf eine phantastische Zukunft und gehen, wie ihre geistlichen Ahnen, die Schwarmgeister und die Wiedertäufer des Reformationszeitalters, zugrunde.“<sup>19</sup>

Die ‚Lenore‘ ist die repräsentative Balladendichtung des Sturm und Drang, kein Theologiebuch; und vom Dichterischen her will darum auch der Einfluß des Kirchenliedes gewürdigt werden.

Vom Kirchenlied her ergibt sich uns auch eine Antwort auf die Frage nach der Strophenform und dem Metrum der ‚Lenore‘. Der Jambus ist fast durchwegs der Versfuß der Bürgerschen Ballade. Bürger hielt ihn für die populärste, dem Deutschen gemäßeste Versart. So hat er denn auch seine fragmentarisch gebliebene Homer-Übersetzung in fünffüßigen Jamben abgefaßt. In der ‚Lenore‘ wechseln durchgehend drei- mit vierfüßigen Jamben. Mit fast keiner Silbe weicht Bürger von diesem Versmaß ab. Die Ähnlichkeit mit Versmaßen des Kirchenliedes ist offenkundig:

Aus tiefer Not schrei ich zu dir ...  
Ich steh an deiner Krippe hier ...  
Allein Gott in der Höh' sei Ehr ...

Diesem Versmaß begegnen wir gleichfalls schon bei Paul Gerhardt:

Also hat Gott die Welt geliebt ...

und bei Johann Rist:

Ermuntre dich, mein schwacher Geist ...

<sup>19</sup> EStaiger: Musik und Dichtung. Vortrag über „Deutsche Romantik in Dichtung und Musik“, Zürich '47

Zur achtzeiligen Strophenform mit dem Reimschema ab ab cc dd suchen wir hingegen vergeblich eine genaue Entsprechung beim Kirchenlied. Hier hilft uns Lenorens Name weiter. Lenore ist nach der Geliebten des schlesischen Dichters Johann Christian Günther getauft. Bereits einmal wurde ganz leise eine Beziehung Bürgers zu Günther angedeutet. Nun wird sie uns vollends bewußt, wenn wir Bürgers Strophenform mit derjenigen von Günthers leidenschaftlichem Abschiedslied ‚An Leonoren‘ vergleichen:

Mein Kummer weint allein um dich,  
Mit mir ist's so verloren,  
Die Umständ' überweisen mich,  
Ich sei zur Not geboren.  
Ach, spare Seufzer, Wunsch und Flehn,  
Du wirst mich wohl nicht wieder sehn  
Als erwan in den Auen,  
Die Glaub' und Hoffnung schauen.

Versmaß und Strophenbau der Bürgerschen Ballade decken sich genau mit Versmaß und Strophenbau der Güntherschen Abschiedsaria. Diese scheinbar zufällige und äußerliche Berührung beider Dichter würde sich bei genauerem Hinblick und Vergleich als eine in manchen Punkten wesentliche und tiefinnerliche Verwandtschaft zwischen Günther und Bürger erweisen.

Aufschlußreich ist ein Vergleich der Lenorenstrophe mit der Strophe von Goethes Ballade ‚Der ungetreue Knabe‘:

Es war ein Knabe frech genug,  
War erst aus Frankreich kommen,  
Der hatt' ein armes Mäd'el jung  
Gar oft in Arm genommen  
Und liebgekost und liebgeherzt,  
als Bräutigam herum gescherzt,  
Und endlich sie verlassen.

Leicht springt die sprachliche Verwandtschaft mit Bürgers burschikosem Balladenton in die Augen. Der entscheidende Unterschied aber besteht darin, daß Goethes Strophe nur sieben Verse zählt. Es zeugt für Goethes verfeinerten Kunstgeschmack, daß er auf den achten, ebenfalls dreifüßigen Vers, welcher der Strophe einen schnoddrig abfallenden Schluß gibt, verzichtet hat. Bürger würde der Strophe noch ohne Hemmung den Vers angefügt haben: „Man sang in allen Gassen“ oder ähnlich. Die Lenorenstrophe hat etwas ausgeprägt Bänkelsängerisches an sich. Aber gerade dadurch erfüllt sie Bürgers Forderung nach Popularität. Bürger gibt dies selber zu in einem Brief an Boie am 10. Mai 1773, wo er schreibt:

„Ich gebe mir Mühe, das Stück zur Composition zu dichten. Es sollte meine größte Belohnung seyn, wenn es recht balladenmäßig und simpel componirt, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Componisten mit der Stimme angeben!“

Ein volkstümliches Spinnstubenlied – mit dieser Bemerkung sind wir wieder am Ausgangspunkt unserer Interpretation angelangt: bei Bürgers Forderung nach Popularität, die ihrerseits wieder identisch ist mit Bürgers Vorstellungen von der Natur.

#### Der Januskopf

Ein Stil ist nicht bloß Summe verschiedener Elemente. Wir haben die zahlreichen Mittel aufgezeigt, deren Bürger sich in seiner Ballade bewußt bedient hat; wir haben die wichtigsten Anregungen und Einflüsse nachgewiesen. Aber die Addition all dieser Einzelheiten ergäbe noch keinen Stil in des Wortes tiefster und umfassender Bedeutung. Ein Stil ist nicht bloß Summe, er ist vielmehr – um einen Begriff wiederum dem mathematischen Bereich zu entlehnen – ein Produkt; das Produkt einer innermenschlichen Haltung; besser noch: einer innermenschlichen Bewegung. Erst durch sie erhält die Wahl dieser oder jener sprachlichen Mittel ihren Sinn, erst aus ihr erklärt es sich, daß diese oder jene Einflüsse überhaupt wirksam werden konnten.

Wir haben Bürger dem Sturm und Drang zugeordnet. Nachdem wir aber nüchternen Einblick gewonnen haben in Bürgers Art zu dichten, sollten wir über diese Einreihung doch ein wenig stutzig geworden sein: Denn wie verträgt sich Bürgers beinahe schulmeisterliche Korrektheit, seine kalt abwägende, berechnende Art des Dichtens mit der genialischen, rauschhaften Leidenschaftlichkeit des Sturm und Drang?

Sie verträgt sich überhaupt nicht. Aber gerade weil durch unsere Interpretation der ‚Lenore‘ dieses Unverträgliche an den Tag gekommen ist, dürfte diese Betrachtung der Ballade einigermaßen zu Recht bestehen: Wir ahnen hinter der Ballade ‚Lenore‘ noch einen andern Bürger, nicht nur den vorwärtsgerichteten Stürmer und Dränger, sondern auch den rückwärtsgebundenen Rationalisten; eine tiefe, naturhafte Gefühlskraft einerseits, eine abkühlende Reflexion andererseits. Diese innere Zwiespältigkeit des Menschen Bürger wie des Dichters tritt uns aus seinem ganzen Werk entgegen. Bürger ist einer jener Menschen zwischen zwei Welten, zwischen zwei Zeiten, ein Kind jener tumultuarischen Epoche des Umbruchs zwischen Aufklärung und Sturm und Drang. Ein Janusgesicht – sowohl rückwärts- als vorwärtsgerichtet; der Mensch zeigt diese Janusgesichtigkeit, und folgerichtig zeigt sie auch sein Werk, im Werk widerspiegelt sie sich. Es ist eine Zerrissenheit, an der sein Gesamtwerk leidet, an der aber auch der Mensch litt und an der der Mensch zugrunde gegangen ist. Bürgers praktizierte

Doppelehe mit Dorette und Molly, den beiden Töchtern des Justizamtmanns Leonhardt, paßt ebenso genau zum Stil seines zwiespältigen Lebens. Auch der Versuch des genialischen Stürmers und Drängers, sich in so bürgerlichen Berufen wie dem eines Beamten in Altengleichen und dem eines Göttinger Universitätsprofessors gewissenhaft und pflichtgetreu zu betätigen, zeigt sein merkwürdig zwiespältiges Wesen; der Versuch konnte nicht anders als schlecht gelingen. Ausgeprägtere, eindeutige Stürmer und Dränger wie Lenz, Maler Müller, Schubart, Klinger (dieser wenigstens in der ersten Hälfte seines Lebens) wären in solchen amtlichen und professoralen Stellungen nicht denkbar, nicht einmal beim Versuch, sie zu erlangen, könnte man sich diese wider die konventionelle Gesellschaftsordnung gerichteten Geister vorstellen. Immerhin war diese Zerrissenheit nicht unschuldig an Bürgers verhältnismäßig frühem Tode; er starb nach zweijährigem elendem Siechtum im Alter von nur 47 Jahren.

„Doch fehlte seinem Ende die tragische Weihe. Er wurde ein Opfer seiner verfehlten Berufswahl; weder als Theologe noch als Beamter und Professor fand er sich mit seiner wilden Sinnlichkeit zurecht, so daß er, menschlich und literarisch geächter, in Göttingen verhungerte und über seine Hinterlassenschaft der Konkurs verhängt wurde ... Der Adel, das Maß, das innere Feuer Günthers gehen Bürger ab. Er floh bereits hinter die Maske des Naturburschen, um mehr zu scheinen, als er war.“<sup>20</sup>

Um die entscheidende Erkenntnis von Bürgers zwiespältigem Charakter kommt auch Lore Kaim in ihrem Aufsatz über Bürgers ‚Lenore‘ nicht herum:

„Der zwiespältige Charakter des Lenoren-Schlusses ist nicht zu übersehen. Obwohl zweifellos viel Blasphemie in ihm verborgen ist, muß man ihn als einen Rückzug deuten. Der junge Dichter hatte sich selbst nur teilweise vom alten Glauben gelöst: trotz aller Freigeisterei wandte er sich in den Krisen seines Lebens stets an den Gott seiner Kindheit als den letzten Rettungsanker. Eine konsequente positive Darstellung der Ketzerei war ihm auch subjektiv noch nicht möglich. Das vorhandene pseudo-volkstümliche Vorbild lieferte ihm die poetische Form, um in der Schlußwendung seine eigene Stellungnahme im Ungewissen zu lassen.“

Bürgers Zerrissenheit aber ist nicht unfruchtbar geblieben. Es entwuchs ihr immerhin ein Werk wie die Ballade ‚Lenore‘, ein hinreißendes Stück Dichtung von überzeugender Einstimmigkeit. So paradox es klingt: von Einstimmigkeit aus Zerrissenheit.

Wirkliche, echte, wahre Volksdichtung hat Bürger allerdings kaum geschaffen. Hierin dürfte er sich getäuscht haben. Goethes ‚Haidenröslein‘ ist aus dem Volke durch den Dichter ins Volk zurückgekehrt, die Lenorensage durch Bürgers Ballade aber nur in sehr beschränktem Maße. Er glaubte, eine Volksballade zu schreiben und schuf die Kunstballade. Die ‚Lenore‘ ist eine Kunstballade

<sup>20</sup> WMuschg: Tragische Literaturgeschichte. Bern 2<sup>o</sup> 53, 402, 279

höchsten Ranges, die deutsche Kunstballade, durch welche diese Gattung überhaupt begründet wurde.

August Wilhelm Schlegel, Bürgers Schüler in Göttingen, hat von der ‚Lenore‘ das Wort geprägt: „Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, durch den er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute.“ Nach dem Stande unseres heutigen Wissens müßten wir dieses schöne Wort wohl ein bißchen abändern und an Stelle des Begriffs ‚Volkspoesie‘ den Begriff ‚deutsche Kunstballaden-Dichtung‘ setzen.

#### Literatur-Hinweise

*Ausgaben von Gottfried August Bürgers Werken: GABürgers sämtliche Werke, 9 Bde., hrsg. von KReinhard, Wien 1844. – GABürgers sämtliche Gedichte, hrsg. von EGrisebach, Berlin 1889. – GABürger: Gedichte, hrsg. von Dr. ASauer, Kürschners Deutsche National-Litteratur, Bd. 78, Bln und Stgt 1884. – GABürgers sämtliche Werke, hrsg. von MvWurzbach, Lpz '02*

Briefe von und an GABürger. Aus dem Nachlaß Bürgers und anderen, meist handschriftlichen Quellen hrsg. von AStrodtmann, 4 Bde, Bln 1874

AWSchlegel und FrSchlegel: Charakteristiken und Kritiken, Bd. 2 (Über Bürgers Werke) Königsberg 1801

Wwackernagel: Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore. Kleine Schriften Bd. 2, 1873

ESchmidt: Charakteristiken, Bd. I (Bürgers ‚Lenore‘). Bln 1886

RMMeyer: Günther und Bürger, Euphorion Heft IV, 1897

WvWurzbach: GABürger, sein Leben und seine Werke, Lpz '00

VBeyer: Die Begründung der ersten Ballade durch GABürger. Quellen und Forschungen, 97. Heft, Straßburg '05

HSchöffler: Bürgers ‚Lenore‘. Die Sammlung, '46/1